

Andreas Kampmann-Grünewald und Katja Grünewald

Wir werden wie jedes Jahr ihren Geburtstag feiern

Lotta wäre heuer sieben Jahre alt geworden. Ihre Eltern berichten über Lottas Leben, das im Konjunktiv bleiben muss und von dem doch so viel geblieben ist.

Wir wissen nichts von diesem Hingehn, das nicht mit uns teilt. Wir haben keinen Grund, Bewunderung und Liebe oder Haß dem Tod zu zeigen, den ein Maskenmund

tragischer Klage wunderlich entstellt. Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen. Solang wir sorgen, ob wir auch gefielen, spielt auch der Tod, obwohl er nicht gefällt.

Doch als du gingst, da brach in diese Bühne ein Streifen Wirklichkeit durch jenen Spalt durch den du hingingst: Grün wirklicher Grüne, wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.

Wir spielen weiter. Bang und schwer Erlerntes hersagend und Gebärden dann und wann aufhebend; aber dein von uns entferntes, aus unserm Stück entrücktes Dasein kann

uns manchmal überkommen, wie ein Wissen von jener Wirklichkeit sich niedersenkend, so daß wir eine Weile hingerissen das Leben spielen, nicht an Beifall denkend.

Rainer Maria Rilke, Todeserfahrung

● Am 5. September 2005 würde unsere Tochter Lotta sieben Jahre alt werden. Lotta starb am 6. September 1998, einen kurzen langen Tag nach ihrer Geburt. Wir werden wie jedes Jahr ihren Geburtstag feiern, ihren Garten verschönern (wie wir ihr Grab nennen), mit unseren drei anderen Kindern eine Kerze entzünden, Wunderkerzen abbrennen und ihr Geburtstagslied singen. Sie wird auf eine ganz eigene Weise bei uns sein. Und trotzdem findet das alles nur im Konjunktiv statt. Denn wir werden uns auch erzählen, wie es war, als sie ging, wie es wäre, wenn sie bei uns sein könnte und – wir werden sie sehr vermissen.

Erinnerungen

● Als Lotta vor sieben Jahren so plötzlich ging, war es ein Schock für uns. Noch in der letzten Untersuchung, zwei Tage vor dem Entbindungstag, wurde nichts Beunruhigendes festgestellt. Lotta war unser zweites Kind, sodass wir der Entbindung recht gelassen entgegen sahen, zumal wir auch die Klinik und die Hebamme gut kannten. Wir freuten uns und hofften auch, dass die Geburt leichter und schneller sein würde als die unseres Sohnes Felix fast auf den Tag zwei

Jahre zuvor. In dieser Stimmung fuhren wir in die Klinik, als die Wehen stärker zu werden begannen. Dort wurde am Herzton-Wehenschreiber ein so genanntes »silentes CTG« festgestellt und sofort auf Notkaiserschnitt entschieden. Was danach geschah, erscheint mir in der Erinnerung wie ein Film, in dem ich Zuschauer wie Akteur war, ein Film, der erst dann endete, als Katja und ich unsere tote Tochter auf dem Arm hatten. Was in Erinnerung bleibt, ist zuerst das Alleinsein – eine Erfahrung, die Katja noch stärker als ich gemacht hat. Die Trennung, das Warten im Kreißsaal, die Hebamme, die mir Lotta bringt und mir vorsichtig sagt, dass es ihr überhaupt nicht gut geht. Keine Möglichkeit, einander zu sehen, zu sprechen – denn der Kaiserschnitt wurde unter Vollnarkose vorgenommen, und Katja war noch im Aufwachraum. Sie erfuhr wenig, erlebte vor allem, dass Lotta nicht bei ihr war. Ich hatte Lot-

»Sie erfuhr wenig.«

ta auf dem Arm, sah und fühlte, wie schwach sie atmete, wie weiß ihre Haut war. Dann die Ärzte, die mich vor die Tür schickten, um sie intuitiv zu können. Die Mitteilung, Lotta würde auf die Intensivabteilung eines anderen Krankenhauses verlegt. Das Wiedersehen mit Katja auf der Station. Unsere Angst, unsere Ungewissheit. Die Betäubung, die sich einstellte auf dem Weg nach Hause, wo Felix mit den Großeltern wartete. Er spürte meine Unruhe, meine Angst, wollte nicht auf meinen Arm. Endlose Gespräche, die vor allem eins zum Thema hatten: dass doch alles gut wird ... Und: Ruhelosigkeit, Anrufe in der Klinik. Ihr Zustand sei kritisch, aber stabil. Sie werde beatmet und wenn sie die erste Nacht überstanden hätte, dann sähe alles besser aus. Telefonate mit Katja. Endloses Warten und dann ein unruhiger, erschöpfter Schlaf. Gegen drei Uhr nachts kam der Anruf aus der Klinik:

Lotta gehe es nicht gut, ich möge doch sofort kommen. Als ich dort ankam, war die akute Krise wieder vorbei. Ich saß bei ihr, konnte sie berühren, sie streicheln. Immer noch wurde sie beatmet, mit hohen Drücken, wie mir der diensthabende Arzt erklärte. Zum ersten Mal erfuhr ich auch die Diagnose: PFC, »persistierender fetaler Kreislauf«. Das hieß: Lottas Lungen waren zwar reif, aber sie konnte nicht ohne fremde Hilfe atmen, weil ihre Bronchien den Sauerstoff nicht aufnahmen. Eine ernste Krankheit mit unklarer Ursache und schlechter Prognose. Und dennoch die Hoffnung: Wenn sie erst die Nacht überstanden hätte... Im Nachhinein bin ich viel zu früh wieder gefahren, hätte bei ihr bleiben sollen. Aber was macht man nachts auf einer Intensivstation, müde, vollkommen überfordert?

Am anderen Morgen ein erneutes Telefonat mit Katja. Sie solle verlegt werden, zu Lotta kommen. Wir machten uns Mut: Die Nacht war vorbei, es waren keine schlechten Nachrichten mehr gekommen. Ich fuhr zu ihr ins Krankenhaus. Dann der Anruf aus der anderen Klinik, der uns an Katjas Bett erreichte: Lotta liege im Sterben, wir sollten sofort kommen. Katja durfte nur liegend transportiert werden, also fuhr ich mit unserem Wagen allein. Diese Fahrt, die schnellste und zugleich längste meines Lebens, werde ich sicher nie vergessen. Gebete, hilflose Bitten, sich überstürzende Gedanken. Die Gesichter der Schwestern und Ärzte auf der Sta-

»hilflose Bitten«

tion und dann der Satz: Ihre Tochter ist vor ein paar Minuten verstorben. Es lässt sich nicht beschreiben, was ich fühlte, als ich Lotta dann auf den Arm nehmen konnte, sie streichelte, mit ihr sprach. Schmerz, unendliche Traurigkeit und vor allem der eine Gedanke: Dass das alles nicht wahr sein konnte, dass ich jetzt sofort aus diesem

Alptraum erwachen möge. Als Katja dann endlich auch bei uns war – nachdem sie alles hatte mobilisieren müssen, um sofort mit dem Krankenwagen gebracht zu werden –, konnten wir mit Lotta allein sein. Wir sind dankbar für diese Stunden, die wir mit ihr hatten, Stunden, die uns von der diensthabenden Schwester der Intensivstation ermöglicht wurden, die selber tief bewegt und traurig war und in dieser Situation das einzig Richtige tat: Uns Zeit zu lassen, nicht zu drängen, das Geschehene nicht mit Aktivitäten zu verschütten. Was wir taten, worüber wir sprachen, das weiß ich nicht mehr – nur, dass wir diese Zeit wohl endlos ausdehnen wollten. Wir durften Lotta waschen, sie anziehen. Dass sie tot war, wurde für uns in dieser Zeit immer greifbarer. Der Abschied von ihr war schrecklich. Sie dort liegen zu lassen im Wissen, sie so nie mehr wieder sehen zu können, war etwas, das uns sehr schwer fiel. Wir sind froh, dass wir sie fotografiert haben, sodass diese Momente, vor allem aber ihr Gesicht, ihre Züge nicht in der Erinnerung verblasen.

Denn was bleibt von einem Leben, das »nur« eine Schwangerschaft und einen Tag dauern durfte? Welche Bilder bleiben von einem Kind, dessen Gesicht wir erst dann wirklich anschauen, erst dann streicheln konnten, als es bereits tot war? Wie ist Erinnerung an einen Menschen möglich, dessen ganzes Leben ja letztlich ein Konjunktiv bleiben muss?

Inzwischen

- Wir leben inzwischen mit Lotta, ohne dass die Trauer um sie unser Leben bestimmt. Dahin zu gelangen, hat allerdings viel Zeit gebraucht – und Menschen, die uns dabei begleitet haben. Wir haben diese Menschen vielleicht mehr gefunden als wir sie bewusst gesucht hätten. Zu

unklar war in den ersten Wochen vor und nach der Beerdigung Lottas unser Gefühl dafür, was uns gut tut. Wir fanden zuerst im Pfarrer unserer damaligen Gemeinde jemanden, der unsere Trauer teilen konnte, der nicht nur eine Beerdigung organisierte, sondern selber betroffen war von Lottas Tod. Er gab nicht vor, Antworten zu haben, sondern ließ unserer Trauer und unserer

»Er gab nicht vor,
Antworten zu haben.«

Wut den Raum, den sie brauchten. Er wurde uns zum Freund – den wir vor drei Jahren ebenfalls verloren, als er mit 38 Jahren plötzlich starb.

Andere Begegnungen wurden erst nach und nach möglich. Das Gespräch mit dem Chefarzt der Kinderintensivabteilung über Lotta, über ihren Tod und dessen mögliche Ursachen (die ja nie letztendlich geklärt wurden) – aber auch über die Frage nach dem Sinn eines solchen Todes. Er fand Bilder für das, was sich nicht in Worte fassen ließ, und er gab uns ein tieferes Verständnis von Lottas Kraft, von ihrem Lebenswillen, die aber trotz allem nur diese kurze Zeit ausreichten. Und er gab uns das Gefühl, wirklich eine Tochter zu haben, deren Leben Bedeutung hat – auch wenn es nur einen Tag dauerte. Auch der Briefwechsel und das Treffen mit der diensthabenden Schwester – die von ihr ausgingen – waren für uns sehr berührend und intensiv. Lotta in solchen Händen gewusst zu haben, war für uns sehr tröstlich. Wir spürten, wie nahe Lottas Tod all diesen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Klinik gegangen war, und fühlten uns verstanden und gehalten – selbst wenn es keine Antworten auf die Frage nach dem »Warum?« geben konnte.

Besonders wichtig wurde für uns eine Trauerbegleitung über einen Zeitraum von fast zwei Jahren. Ohne diese regelmäßigen Termine, ohne

diesen dem Alltag entzogenen Ort, über unsere Trauer, unsere Wut und Enttäuschung, aber auch über unsere Hoffnungen und unser Glück sprechen zu können, ohne die sensible und kompetente Unterstützung unserer Trauerbegleiterin hätten wir es als Paar wohl viel schwerer gehabt. Zu unterschiedlich war das, was wir – getrennt voneinander und auch gemeinsam – erlebt hatten, waren unsere Empfindungen und auch die

»getrennt voneinander und auch gemeinsam«

Phasen der Trauer und der Auseinandersetzung. So aber konnte aus dieser Erfahrung letztlich eine neue Gemeinsamkeit wachsen, auch ein neues gemeinsames Verständnis unserer Beziehung, unseres gemeinsamen Lebens. Wir verdanken Lotta so gesehen sehr viel: Eine andere Vorstellung davon, was uns im Leben wichtig ist, und eine viel größere Dankbarkeit für das, was zwischen uns ist und was unser Leben ausmacht. Vor allem aber auch eine noch größere Offenheit für ein Leben mit Kindern, der wir Nele und Mali verdanken, die in den Jahren 2000 und 2003 auf die Welt kamen.

Nicht zuletzt haben wir auch andere Paare kennen gelernt, die ebenfalls auf ähnliche Weise ein Kind verloren hatten. Wir haben gelernt, von Lotta zu sprechen, anderen Erfahrungen und Gefühle zuzumuten, über die man in der Regel nicht spricht, weil sie der allgemeinen Erklärung von Schwangerschaft und Kinderglück doch sehr entgegenstehen. Wie sehr der Tod von Kindern während der Schwangerschaft oder kurz nach der Geburt noch tabuisiert wird, haben wir auf diese Weise auch erfahren müssen – aber auch, wie befreiend es ist, mit anderen Menschen diese Erfahrungen zu teilen, gemeinsam zu trauern, gemeinsam zu weinen, wütend zu sein. Für diese Begegnungen sind wir sehr dank-

bar, mehr noch für die Beziehungen, die zum Teil daraus entstanden sind. Die Freundschaft zu unserer damaligen Hebamme wäre vielleicht nie so entstanden, genauso wenig das Vertrauensverhältnis zu Katjas heutiger Gynäkologin, die Lottas Geburt als Oberärztin miterlebte und sich kurz danach mit eigener Praxis niederließ. Bei den Geburten von Nele und Mali wussten wir uns in sehr guten Händen – es gab vor allem keine Ängste, über die wir nicht hätten sprechen können. Und nicht zuletzt haben sich auch die Beziehungen zu unseren Eltern verändert, sind vertrauenswürdiger geworden, weniger von gegenseitigen Erwartungen geprägt als vom Wunsch, füreinander da zu sein.

Aber es gibt auch die andere Seite. Beziehungen, die schleichend distanzierter wurden, weil Lotta für uns ein Thema blieb, weil es eben nicht irgendwann »vorbei« war, auch wenn wir nicht mehr trauerten im engeren Sinne. So gab es ehrliche Anteilnahme von Menschen, von denen wir sie so nie erwartet hätten – und völlige Sprachlosigkeit bei Menschen, auf deren Nähe und Anteilnahme wir gezählt hatten. Das Sprechen über den Tod, das Leben im Bewusstsein des Todes (sofern das überhaupt wirklich geht), das Erinnern an Verstorbene – zudem an Verstorbene, deren Leben nur als Möglichkeit existiert, das sind Zumutungen auch für Freunde und Freundinnen. Und wir mussten lernen, uns als Zumutung zu akzeptieren – aber auch die Abwehr und den Wunsch anderer zu respektieren, nicht damit konfrontiert zu werden.

Was bleibt von Lotta

- So bleibt viel von Lotta, obwohl sie »nur« einen Tag bei uns war und obwohl das Leben in der Tat weitergeht (dass das nicht nur Zynismus oder billiger Trost ist, haben wir – zum Glück –

auch erfahren). Lottas Tod hat unsere Maßstäbe verändert, und sie wird unser Leben immer begleiten. Für unsere Kinder, jedenfalls für die beiden älteren, ist sie selbstverständlich Teil unserer Familie. Wenn Felix, der Älteste, danach gefragt wird, hat er »drei Schwestern, aber eine ist schon im Himmel«. Wir haben zwar keine festen, vor allem keine tagtäglichen Rituale, durch die wir Lotta in unser Leben einbeziehen, aber sie ist präsent. In Kirchen oder Kapellen eine Kerze für sie anzuzünden, sie im Himmel »anzurufen«, sie gedanklich auf Reisen mitzunehmen – all das sind Formen, die wir im Alltag situativ finden und die sie gegenwärtig sein lassen.

Auch auf diese Weise hat unser Leben mit ihr der Hoffnung, dass mit dem Tod nicht alles vorbei sein möge, sozusagen noch eine trotzig Komponente hinzugefügt: Wir sind einfach nicht damit einverstanden, dass ihr Leben nur ein Konjunktiv gewesen sein soll. So unterschiedlich Katja und ich sind, was unsere religiöse Sozialisation, unsere Nähe zum kirchlichen Glauben angeht, so sehr hoffen und glauben wir beide, dass dieser Tod nicht das letzte Wort in unserer Beziehung zu Lotta war, dass wir sie – wie und wo auch immer – wieder sehen werden. Und dann, so sagen es Felix und Nele, gibt es wohl ein »Riesen-Wiedersehensfest«.

Arbeitshilfen

Arbeitshilfe Nr. 109 der Deutschen Bischofskonferenz: Eltern trauern um ihr totes neugeborenes Kind. Hinweise zur seelsorglichen Begleitung, Bonn 1993. Unter www.dbk.de kann unter »Arbeitshilfen« der Text heruntergeladen werden.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Wenn der Tod am Anfang steht. Eltern trauern um ihr totes neugeborenes Kind – Hinweise zur Begleitung, Seelsorge und Beratung, Bonn 2005.

Arbeitshilfe des Bistums Fulda: Pastorale Begegnung und Begleitung bei Tot- und Fehlgeburten, Fulda 2003. Bestelladresse: Bischöfl. Generalvikariat, Paulustor 5, D-36037 Fulda, oder: bgv@bistum-fulda.de

Initiative Regenbogen »Glücklose Schwangerschaft« e.V., Möglichkeiten der seelsorgerlichen Betreuung von Eltern, die eine Fehl- oder Totgeburt erlebt haben oder deren Kind bald nach der Geburt gestorben ist, Schorndorf 1997.

Initiative Regenbogen »Glücklose Schwangerschaft« e.V., Informationen zur Bestattung für Mütter und Väter, die ihr Kind vor, während oder kurz nach der Geburt verloren haben, Rheda-Wiedenbrück 2004.

Die kirchliche Begräbnisfeier in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes, heraus-

gegeben im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz und des Bischofs von Luxemburg, Freiburg i.Br. 2002.

Martha Leonhartsberger, »Und wenn du dich getröstet hast,...«. Bausteine für Begräbnis-/Abschieds-/Gedenkfeiern für Kinder, die während der Schwangerschaft, bei der Geburt oder kurz nach der Geburt sterben. Hg. vom Pastoralamt Linz / Liturgiereferat, Linz ⁵2002. Bestellung: www.dioezese-linz.at/behelfsdienst bzw. behelfsdienst@dioezese-linz.at; Tel. 0043/ (0)732/ 7610-3813.

Marlies Bernhard / Doris Kellner / Ursula Schmid, Wenn Eltern um ihr Baby trauern. Impulse für die Seelsorge – Modelle für Gottesdienste, Freiburg i.Br. 2003.

Begleitbroschüre der Landesfrauenklinik Salzburg für Eltern nach glückloser Schwangerschaft.

Zwei Bücher mit ansprechenden Hoffnungstexten in Zeiten der Trauer:

Pierre Stutz, Die Kraft deiner Tränen. Ein Begleiter in Zeiten der Trauer. Freiburg i.Br. 2004.

Anselm Grün, Bis wir uns im Himmel wieder sehen, Stuttgart 2004.

Ein Vorschlag für eine Bestattungsfeier von Günther Bader findet sich unter:

www.lebendige-seelsorge.de/Archiv/2004_3b.asp